



Liest jetzt ein Engländer seinen Gastgebern die Leviten? Liam Gillick, 45, setzt sich auf der Biennale von Venedig 2009 mit der Geschichte des Deutschen Pavillons auseinander.  
Foto © Steffen Jagenburg/Deutscher Pavillon 2009



# Staatsbesuch vom Seeräuber

Er baut Stellwände aus Plexiglas und gibt seinen Installationen eine Ästhetik, die an das Bauhaus gemahnt, ein bisschen aber auch an den Baumarkt um die Ecke. **Liam Gillick** ist Engländer – und bespielt den Deutschen Pavillon auf der Venedig-Biennale. Versuch einer schlüssigen Begründung

VON EVELYN PSCHAK

**Das ist schon blöd.** Da wagt sich der Kurator Nicolaus Schafhausen ans Tabu und sprengt die Grenzen der Kunstwelt. Da übereignet er den Länderpavillon Deutschlands für die 53. Biennale in Venedig einem Engländer. Da treibt er die Provokation auf die Spitze, indem er ein früheres Mitglied der viel geschmähten Young British Artists auswählt, nämlich den 1964 in Aylesbury geborenen, konzeptuell-minimalistischen Objektkünstler, Maler, Autor, Komponisten, Ausstellungsmacher, Kunst- und Gesellschaftstheoretiker Liam Gillick. Und was tut die Kritik? Sie nickt! Keinerlei Empörung, nirgends. Im globalisierten Kunstbetrieb, so der Konsens in den Feuilletons, sei nationales Attribuieren doch altmodisch.

Zugegeben: Gillick ist nicht der erste fremde Besucher des Deutschen Baus in den Giardini: 1993 bespielte der Koreaner Nam June Paik gemeinsam mit dem in New York lebenden Kölner Hans Haacke teutonisches Terrain. Sehr erfolgreich sogar: Für ihren Auftritt erhielten sie den Goldenen Löwen, Venedigs höchste Auszeichnung für die Pavillons.

Da war niemand mehr wirklich überrascht von der Ankündigung, Liam Gillick wolle sich nun auch in seiner Schau mit dem Titel „Die Zukunft verhält sich immer anders“ mit der NS-Vergangenheit des Gebäudes auseinandersetzen. Irgendwie gehören die thematischen Übungen der Vergangenheitsbewältigung schon zum Ritual: Haacke riss den Fußboden des Gebäudes auf und bewies damit nicht nur metaphorisch die Unmöglichkeit, auf diesem deutschen Boden stehen zu können; Gregor Schneider zwang 2001 das Publikum in 24 beklemmenden Räumen durch sein „Totes Haus ur“ (noch ein Goldener Löwe). Isa Genzken, die Deutschland 2007 – ebenfalls ausgewählt von Schafhausen – auf der Biennale vertrat, camouflierte die verräterischen Mauern mit einem Baugeüst. Und immer wog die bauliche Substanz tonnenschwer auf den Schultern der Künstler – wobei nur am Rande erwähnt sei, dass es sich 1905 noch um einen „Bayerischen Pavillon“



**Schweres Erbe:** Der Deutsche Pavillon in den Giardini von Venedig steht für ein dunkles Kapitel der Geschichte – und hat schon vielen Auseinandersetzungen mit dieser Geschichte Raum geboten. Foto © Deutscher Pavillon 2009

gehandelt hatte, von einem Italiener zehn Jahre nach der ersten Biennale fertig gestellt.

1938 aber durfte dann der Architekt Ernst Haiger Hand anlegen. Dass diese Hand sonst offenbar mit zackigem Grüßen beschäftigt war, sieht man dem Bau samt Portikus noch immer an: Klobig kommt die Architektur daher, rechthaberisch, selbstherrlich. Das ist nichts, was man unkommentiert stehen lassen könnte, nicht als Künstler. Und nicht an diesem Ort. Nun also der Blick von





## Der Gastauftritt im fremden Terrain hat für den Briten einen ganz anderen Charakter als der seiner eigenen Landsleute, sagt Gillick, hätte er bestimmt



1993: Ein Land in Trümmern: Der Deutsche Hans Haacke zerschlug den Terrazzoboden des Deutschen Pavillons. Das Publikum stakete irritiert über den klirrenden Scherbenhaufen.  
© VG Bild-Kunst, Bonn, 2009



2001: Klaustrophobische Gefühle: Für seinen Beitrag „Das tote Haus ur“ wurde Gregor Schneider 2001 mit dem Goldenen Löwen ausgezeichnet. Dem Publikum gruselte es...  
Foto: Gregor Schneider/Konrad Fischer Galerie  
© VG Bild-Kunst, Bonn, 2009

außen auf die Geschichte des deutschen Pavillons, des deutschen Landes. Nicht die schlechteste Idee. Eine gewisse Distanz verspricht nun mal objektiveres Vorgehen und klarere Analysen – vielleicht gar die emotionale Quintessenz.

**Aber was genau** zeichnet den Künstler Liam Gillick aus, den Deutschen Pavillon bespielen zu dürfen? Abgesehen von der Tatsache, dass er Engländer ist? Und sich am fortwährenden Unglück der deutschen Repräsentationsarchitektur erquickt? In dem Nazi-Prunkbau gibt es noch nicht einmal ein Klo! Wer muss, geht nebenan zu den Briten.

Dennoch wird die Wahl kaum als Dankeschön für jahrzehntelang praktizierte britische Gastfreundschaft auf Gillick gefallen sein. Mitte Februar äußerten sich der Künstler und sein Kurator im Hamburger Bahnhof in Berlin zu ihren Beweggründen: „Eine klare Antwort“, so Schafhausen, „die sich direkt aus Gillicks Werk erklären ließe, gibt es, da muss ich Sie enttäuschen, so offensichtlich nicht. Wichtig für mich ist vor allem, dass Liam Gillick die Kunst als ein Medium begreift, unsere Gegenwart in ihren Transformationen und Aporien zu betrachten. Das kann sehr wohl ein adäquater Ausgangspunkt für ein Projekt wie den Deutschen Pavillon sein.“

Und Gillick ergänzte jovial, dass er zu Schafhausens Einladung ohne Zögern ja gesagt habe, während er eine Anfrage des Britischen Pavillons nie akzeptiert hätte. Seine Arbeit sei keine Reflexion auf Nationales – der „Ortstausch“ aber interessiere ihn, allein schon, um die Bedingungen der „Fehl-Repräsentation“ auszuarbeiten. Ob denn so gar keine „Britishness“ in seinem Werk zu finden sei, wurde er gefragt – und es ist nicht sicher, ob Gillick mit seiner Antwort die sophistische Eloquenz eines wahren Kosmopoliten bewies oder doch nur ein intellektuell aufgepumptes Vexierspiel betrieb: „Ich stehe jedem Versuch, Kunst geographisch oder kulturell zu lokalisieren, anstatt sie als Teil eines politischen Gerüsts samt kritischer Eingangspunkte zu begreifen, mit Argwohn gegenüber. Diese Haltung mag problematisch sein und man sollte sie auch nur im Bewusstsein der opportunistischen Tradition der britischen Geschichte einnehmen. Die Briten betrieben von jeher einen heimlichen, seeräuberischen Internationalismus, den sie mit vorgetäuschter kultureller Besonderheit vermengten, um so Dinge zu marginalisieren oder zu feiern. Innerhalb dieses Paradoxes bewege ich mich. Mein Interesse galt dabei immer dem internationalen Dialog und einer Kunst, die sich als freischwebender Signifikant innerhalb des Wirrwarrs kultureller Strukturen bewegt.“

Aha. Im Wirrwarr der Baugeschichte des Deutschen Pavillons stieß Gillick irgendwann auf den documenta-Gründer Arnold Bode und dessen 1957 eingereichten Umbauvorschlag: einen white cube, die Säulen des Portikus eingemauert, das gesamte Gebäude mit weißer Backsteinwand verblendet. Gillick hat Bodes Entwurf als Modell in kleiner Auflage nachgebaut, die Edition ist zu kaufen und hilft bei der Finanzierung des Begleitprogramms zur Biennale. Zu einer tatsächlichen Umsetzung



## besonderen Reiz: Eine Anfrage nicht angenommen

des Modells soll es allerdings nicht kommen. Vielleicht baue er ja eine Toilette ein, meint der Künstler augenzwinkernd und gibt eine Kostprobe echten britischen Humors: Der Deutsche Pavillon würde also nicht kolonialisiert sondern nur klo-nialisiert. Schafhausen wird's freuen.

**Er und der Künstler** sind langjährige Weggefährten. Als der damals 26-jährige Schafhausen Anfang der 1990er Jahre mit dem Künstler Markus Schneider in Berlin die Galerie Lukas & Hoffmann eröffnete, gehörte Gillick schon dazu. Ein paar Jahre später war Schafhausen künstlerischer Leiter des Künstlerhauses Stuttgart – und stellte dort den Briten aus. 1999 wurde er Direktor des Frankfurter Kunstvereins – Gillick war noch im selben Jahr zu Gast. Als der umtriebige Kurator ans Nordische Institut für zeitgenössische Kunst in Helsinki berufen wurde, gestaltete Gillick das Logo für ein großes Ausstellungsprojekt. Und ein Jahr, nachdem Schafhausen 2006 Direktor des Rotterdamer Ausstellungszentrums Witte de With geworden war, richtete er dem 44-jährigen auch dort eine Retrospektive aus.

Berlin, Hamburger Bahnhof, im vergangenen Februar. Warum also Gillick für den Deutschen Pavillon? „Seit mehr als zehn Jahren“, erklärt Schafhausen seine Faszination für die sperrig-glatten Installationen aus farbigem Plexiglas oder MDF-Platten, „setzt sich Gillick vor allem mit den Funktionsmechanismen und dem Scheitern postindustrieller Gesellschaftsmodelle auseinander. Neben Objekten, Installationen und Rauminszenierungen sind zahlreiche romanhafte Texte entstanden, in denen er die Konstruktion von Geschichte sowie Anspruch und Realität gesellschaftlicher Utopien untersucht. Diese Texte bilden den Rahmen für materielle Werke, die nicht als direkte Abbildungen fungieren, sondern lediglich Möglichkeiten anbieten. Es sind sogenannte ‚What if-Szenarien‘, also ‚Was wäre, wenn...-Modelle‘. Die Befragung der Gegenwart im Konjunktiv zielt nicht auf Revision, sondern auf das Aufspüren unrealisierter Potenziale.“

Noch ein anderer Engländer hat mit seiner Analyse der Gegenwart Standards gesetzt: „Fußball ist ein einfaches Spiel; 22 Männer jagen 90 Minuten nach einem Ball und am Ende gewinnen die Deutschen“, gab der ehemalige Profifußballer Gary Lineker die Ergebnisse seiner systematischen Untersuchungen im Ballsport ab. Was wäre, wenn sich derlei Regeln auch auf die Schönen Künste anwenden ließen? Wir hätten da auch schon eine: Kunst ist ein einfaches Spiel; unzählige Mitwirkende jagen nach dem exponiertesten Platz. Und am Ende stellt Liam Gillick aus. ○